

# Unterhaltungsblatt

## „Augsburger Postzeitung“.

Nr. 102.

Freitag, den 11. Dezember

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.  
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbekannt Dr. Max Huttler).

### Ihr erster Roman.

Novelle von Antonie Haupt.

(Fortsetzung.)

Als sie einige Stunden später den Gastsaal aufsuchten, fanden sie Alles in lebhafter Bewegung. Viele rüsteten sich zum Abmarsch. Einige waren noch damit beschäftigt, ihren Morgenkaffee zu trinken, frühe Wanderer trafen schon ein; das war ein Fragen und Antworten, ein Gehen und Kommen ohne Unterlaß. Nachdem Otto den Blick spähend über die Anwesenden hatte gleiten lassen, richtete er denselben mit gespannter Erwartung auf die Thür. Seine Geduld sollte auf die Probe gestellt werden, die Ersehnte wollte nicht erscheinen.

„Hier, meine Herren, die neuesten Nachrichten!“ Der Gasthofbesitzer legte ein Packet Zeitungen auf den Tisch.

„Haben die Damen ihr Zimmer noch nicht verlassen?“ ergriff Saarstein sofort die Gelegenheit, um den Hausherrn zu befragen.

„Ah, Sie meinen die jungen Damen, welche gestern in die Klippen geriethen? Dieselben sind schon seit mehreren Stunden über alle Berge.“

„Was, sie sind schon fort? Ich habe ja noch das Buch!“ rief Otto erregt. „Hinterlassen sie keinen Auftrag für mich?“

Der Wirth lächelte.

„Keinen. Nicht einmal ihren Namen schrieben sie ins Fremdenbuch.“

„Wie fatal! Wissen Sie nicht, wohin sie sich wandten?“

„Ich hörte, daß sie von Ilfenburg sprachen; auch schlugen sie den Weg dorthin ein, und zwar durch das Schneeloch.“

„Gingen sie allein?“

„Das nicht, mein Herr. Sie gingen in Gesellschaft zweier älteren Ehepaare.“

„So haben wir wenigstens einen Anhaltspunkt. Ich danke Ihnen sehr.“

Als der Wirth sich entfernt hatte, rief Saarstein lebhaft:

„Ich bitte Dich, Georg, stehe das nicht aus wie eine Flucht?“

„Was es im Grunde auch ist“, versetzte dieser gleichmüthig. „Die Dame argwöhnt wahrscheinlich, daß Du zufällig oder als indiskreter Mensch das Loblied auf Deine Person gelesen hast. Ihr mädchenhaftes Benehmen gewinnt ihr übrigens meine Achtung. Sie will Dir,

nachdem ihr Herzensgeheimniß enthüllt ist, um keinen Preis begegnen.“

„Und ich werde Alles daran setzen, sie aufzufinden, sie kennen zu lernen“, betheuerte Saarstein feurig. „Es mag freilich nicht ganz leicht sein; denn das erst kürzlich auf der Reise begonnene Tagebuch ist nur eine Fortsetzung früherer Annalen und gibt keinerlei Aufschluß über den Namen oder auch nur den Wohnort der Verfasserin. Beeile Dich etwas mit Deinem Frühstück, auf daß wir schleunigst ihren Spuren nach Ilfenburg folgen; es dünkt mir dies die einzige Möglichkeit, sie zu haschen.“

Der Philologe versprach, sich zu sputen, würdigte aber zunächst mit großer Seelenruhe die vor ihm liegende Zeitung einer genauen Durchsicht. Otto schaute sinnend in die Ferne.

„Ob sie den in ihren Memoiren erwähnten Roman wohl veröffentlicht hat? Dann wäre ja der Weg zu ihr gefunden“, so dachte er und nahm sich vor, alle Romanankündigungen der Gegenwart, sowie sämmtliche belletristische Kataloge der letzten Jahre eingehend zu studiren. In natürlichem Zusammenhang mit seinen Erwägungen fiel sein Blick unwillkürlich auf die „Literarische Rundschau“ der auf dem Tisch liegenden Zeitung. Mit dem größten Interesse starrte er plötzlich darauf nieder.

Läuschte ihn ein Spiel seiner Einbildungskraft, oder stand dort wirklich: „Auf der Höhe, Roman von Ilse Treuenfels“? — Nein, dies konnte unmöglich eine trügerische Vorpiegelung sein! Er las: „Im Verlage von K. in V. erschien soeben: „Auf der Höhe“, Roman von Ilse Treuenfels. In der Verfasserin lernen wir eine frische poetische Kraft kennen, deren Erschließung unbedingte zu den besseren Werken der Belletristik gehört. Anlage und Durchführung von Situationen und Charakteren verrathen viel Geschick. Der Held der Erzählung, ein Bild edler, schöner Männlichkeit und adeliger Gesinnung, ist eine lebensvolle Gestalt, wie sie nur der Wirklichkeit abgelauscht sein kann. Sein Porträt wurde mit besonderer Liebe und Hingebung gemalt; in frischen Farben gruppiren sich darum die übrigen Personen des Romans, unter denen namentlich die Helbin, ein echt deutsches Mädchen mit warmer, tiefer Empfindung und anspruchsloser Liebenswürdigkeit, eine herzzgewinnende Erscheinung ist. Wir empfehlen diesen mit überaus feiner Beobachtungsgabe und reichem Geiste geschriebenen Roman den Freunden guter Unterhaltungsliteratur auf's wärmste.“

„Freund, nun habe ich sie!“ rief Saarstein in seiner Freude so laut, daß sogleich ein Duzend Köpfe sich erstaunt nach ihm umdrehten.

„Was hast Du?“ fragte Hesse trocken.

„Ihr Roman ist im X.'schen Verlage erschienen und wird hier besprochen“, berichtete der Freiherr leise. „Sage, Georg, glaubst Du, daß Ilse Treuenfels ein fingirter Name sei?“

„Wie kann ich das wissen! Er kommt mir etwas phantastisch vor.“

„Mir auch. Doch Pseudonym oder nicht, ich habe jetzt die beste Hoffnung, sie zu finden. Vor allen Dingen möchte ich keine Zeit mehr hier verlieren. Komm', laß uns gehen.“

Georg fügte sich dem Wunsche seines Freundes; und wie auf Sturmesflügeln ging es unter Otto's Anleitung hinab in das sogenannte Schneeloch. Das Reisehandbuch hatte vor diesem Wege als einem sehr beschwerlichen gewarnt, er erwies sich jedoch im Vergleich mit dem gestern durchkreuzten Klippenlabyrinth als eine äußerst bequeme Gelegenheit zum Vorankommen. Ehe man es gedacht, war man über glatte Felsblöcke hinweg und durch Gehölz gedrungen, hatte sumpfige Strecken hinter sich gelassen und befand sich nun in einem wundervollen Tannenwalde. Auf allen Seiten plätscherten Quellen, die sich bald zu der reizenden Ilse vereinten, welche dann in unzähligen Wasserfällen das Bergthal hinabrauschte. Otto dachte lächelnd an die Ausführung Heine's: „Die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blüht im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten!“ In natürlicher Ideenverbindung schweiften seine Gedanken dann hinüber zu Ilse Treuenfels, die er dort unten zu finden hoffte, und vergnügt summite er vor sich hin:

„Ich bin die Prinzessin Ilse  
Und wohne im Eisenstein,  
Komm mit nach meinem Schlosse,  
Wir wollen selig sein!“

„Beabsichtigt Du nun, alle Hotels nach Deiner unsichtbaren, geheimnißvollen Dichterin zu durchforschen?“ fragte Georg, als die ersten Häuser von Ilsenburg zwischen den Tannen auftauchten.

„Ehe ich eine solche Rundreise antrete, werde ich im Stationsgebäude Nachfrage halten, ob das Dampfroß sie nicht schon entführt hat“, erklärte Saarstein.

Eine Viertelstunde später standen sie vor dem Schalter, um zu erfahren, daß soeben eine Gesellschaft von zwei älteren Ehepaaren und zwei jungen Damen mit dem Zuge nach Halberstadt gefahren sei.

„Wann geht der nächste Zug dorthin?“

„Nach drei Stunden, mein Herr.“

„Das ist Tüdel! Was beginnen, Georg?“

„Ich denke, wir setzen uns in jene sehr einladend aussehende Veranda und widmen dort unsere Aufmerksamkeit einem Gabelbrühstück.“

Sesagt, gethan. Die Veranda war in der That ein anmuthiger Aufenthaltsort mit entzückender Aussicht auf den nahen, von Schwänen durchzogenen Teich und auf das Gebirge mit dem majestätischen Brocken im Hintergrunde. Auf diese Weise wurde es Otto nicht schwer, sein Schicksal mit Würde zu tragen. Die Stunden eilten unter angenehmer Unterhaltung dahin wie im Fluge, bis

die Locomotive bereit stand, um ihn und seinen Freund nach dem alten Halberstadt zu entführen. Die Fahrt indessen durch ziemlich flache Gegend dünkte ihm in seiner Erwartung ungebührlich lang. Endlich wurden die Thürme der ehemaligen Bischofshauptstadt sichtbar; das Ziel war erreicht.

„Kann mir hier Jemand sagen, wohin eine Gesellschaft von zwei älteren Ehepaaren und zwei jungen Damen, welche vor drei Stunden hier ausstiegen, sich gewandt hat?“ rief Saarstein auf's Gerathewohl in ein Chaos von Gasthofbedienten und Kutschern hinein. Eine kleine Berathung entstand, dann lönte es ihm entgegen: „Die Gesellschaft, wonach der Herr fragt, ist unzweifelhaft im „Goldenen Roß“ bei Mutter Goedike abgestiegen.“ Ein strammer, betretter Burche trat vor und erhärtete: „Ja, das kann ich bestätigen, die Herrschaften sind in unserem Hause.“

„So fährt uns dorthin“, entschied der Freiherr.

Das Haus „Zum goldenen Roß“ in Halberstadt trägt nicht nur von außen das Gepräge der guten, alten Zeit; der Fremde, welcher seine Schwelle überschreitet, fühlt sich sofort angemuthet von der herzlichen, echt deutschen Gastfreundschaft, mit der man ihm entgegenkommt. Die Herrin des Hauses, eine stattliche, alte Dame, welche als „Mutter Goedike“ weit und breit in hohem Ansehen steht, empfing unsere Reisenden mit freundlichem „Willkommen“, und Beide sagten sich sogleich beim Eintreten, daß es ihnen hier sehr leicht gelingen werde, sich heimlich zu fühlen. Auf Otto's Frage nach den Gesuchten ward ihm freilich eine neue Enttäuschung zu theil.

„Die Herrschaften haben einen Ausflug nach den Spiegelsbergen unternommen, wollen aber zur gemeinsamen Abendmahlzeit wieder hier sein“, berichtete Mutter Goedike.

„Werden die jungen Damen auch dabei erscheinen?“ fragte der Freiherr etwas mißtrauisch.

„Selbiverständlich. In unserem Hause schießt sich so leicht Niemand ungesellig ab“, lautete die zuberstichtliche Antwort. „Wenn Sie, meine Herren, die Spiegelsberge mit ihren schönen Anlagen heute Abend nicht mehr aufsuchen wollen, so rathe ich Ihnen, unsere interessanteren Bauwerke, besonders den Dom, die Liebfrauenkirche und das Rathhaus, zu besichtigen.“

„Das letztere wollen wir thun, und zwar sogleich“, entschied Doktor Hesse. Dann schlenderten die Freunde durch die alterthümlichen Straßen mit den hochgebelligen Häusern voller Holzschnitzereien nach dem Domplate. Die alte Kathedrale, eine der schönsten Kirchen Deutschlands, fanden sie namentlich im Innern sehr sehenswerth. Die Liebfrauenkirche wurde von Otto nur äußerlich in Augenschein genommen, er lenkte seine Schritte in die nächste Buchhandlung. Natürlich fand er nicht, was er suchte: „Auf der Höhe“ von Ilse Treuenfels, war nicht vorrätig, konnte jedoch auf Bestellung in einigen Tagen hier sein. Um eine Hoffnung ärmer, suchte er seinen Freund im bereits dämmerigen Gotteshause auf, dann wandten sich die beiden mit gespannter Erwartung wiederum dem „Goldenen Rosse“ zu.

„Die Herrschaften sind zurückgekommen“, empfing Mutter Goedike sie im Vorsaale. „Ich habe den Damen bereits gesagt, daß zwei fremde Herren nach ihnen gefragt. Sie sind alle dort im Zimmer.“

Hesse öffnete behutsam die Thür, warf einen Blick

in den bezeichneten Raum, taumelte aber fogleich mit dem Mienenpiel des Entsetzens zurück.

„Weißt Du, wem wir mit so anerkennenswerther Beharrlichkeit nachgejagt sind?“ flüsterte er.

„Nun?“ fragte Otto, nichts Gutes ahnend.

„Den vierzigjährigen Badtschen. Es ist zum Ver-rücktwerden! Ich glaube, der Teufelspud, der auf dem Stenekenberg anfing, hat uns bis hierher noch nicht ver-lassen. Fräulein Leonore kramt den Inhalt ihrer Skizzen-mappe vor den beiden Schulmonarchen von gestern und deren Gehälfen aus“, berichtete Georg lachend.

„Ich hätte die größte Lust, mich heimlich zu ver-küchtigen“, murmelte Otto dumpf.

„Das dürfen wir nicht, Mutter Goebile hat uns bereits angemeldet“, lachte Hesse.

„So gehe Du vorläufig allein ins Zimmer, ich habe noch Wichtiges zu besorgen.“ Mit diesen Worte drehte sich Saarstein herum und eilte, von plötzlicher Eingebung getrieben, schnurstracks zum Telegraphenamt. Hier richtete er auf dem Drahtwege das Ersuchen an die Verlags-handlung in Y. um sofortige Zusendung von „Auf der Höhe“ und bat um die genaue Adresse der Verfasserin.

Als er infolge dieser That ziemlich wohl gelaunt endlich das Gastzimmer des „Goldenen Rosses“ betrat, fand er seinen Freund im besten Salgenhumor der Welt bereits vollständig heimisch. Die vierzigjährigen Badtsche wie die beiden Ehepaare schienen nicht unempfänglich für guten Wit; und so unterhielt man sich schon vor-trefflich, ehe das Abendessen unter Mutter Goebile's Vor-sitz seinen Anfang nahm. Bei Tisch herrschte durch Vermittlung der Hausherrin ein erfreulich zwangloser Verkehr, als ob Alle zusammen bei einer befreundeten Familie zu Gast gebeten seien, und man trennte sich erst spät mit der gegenseitigen Versicherung, einen angenehmen Abend verbracht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Schlangenauge.

Von Paul Gilchrist.

Deutsch von Emma Harrieder.

(Fortsetzung statt Schluß.)

„Gewiß nicht. Würde ich etwas so Schreckliches er-finden? Sie sehen selbst, Gilchrist, von welcher Be-deutung dieser Todesfall für mich ist. Ich war zuletzt bei Mainwaring, wir schieden im Zorn, die Hoteldiener werden die Länge der Unterredung beschwören. Ich werde fogleich verhaftet werden, und um den Beweis zu liefern, der genügt, mich an den Galgen zu bringen, ist dies in meiner Tasche.“

Bei diesen Worten zog er die ominöse Phiolo mit dem Biste heraus.

„Geben Sie es mir“, sagte ich und streckte meine Hand danach aus.

„Nein, ich werde es jetzt behalten. Ich nahm es zu meinem eigenen Gebrauche. Heute Nacht lag es auf Ihrem Tische. Die Etikette mit der Aufschrift „Gift“ war das erste, was mir in die Augen fiel, als ich das Zimmer betrat. Ich unterlag der Versuchung und eig-nete es mir vor Ihrem Erscheinen an; denn ich suchte ein Mittel, mir, wenn nöthig, das Leben damit zu nehmen. Gerade als Sie in das Zimmer eintraten, hatte ich die ganze Beschreibung von der eigenen Wirkung Ihres Giftes

gelesen. Ich steckte auch das achte Blatt Ihres Manuskriptes ein. Hier ist das Blatt und hier auch die Flasche.“

„Nun, so können Sie es mir wenigstens zurück-geben. Sie brauchen sich nicht freiwillig den Strick um den Hals zu legen.“

„Es ist zu spät“, erwiderte er. „Als ich im Hotel die unselbige Nachricht hörte, strauchelte ich und fiel bei-nah. Irgend etwas trieb mich an, die Hand in meine Tasche zu stecken. Ich zog die Flasche heraus und schaute sie ganz bestürzt an. Ein Kellner, der neben mir stand, muß das Wort „Gift“ gesehen haben. Nun, ich werde die Sache durchwachen müssen. Ich bin zu Ihnen ge-kommen, dem einzigen Freunde, den ich besitze. Was rathe Sie mir, daß ich thun soll?“

„Ich rathe Ihnen, Platz zu nehmen und, wenn mög-lich, mir zu sagen, was vorgefallen ist.“

Carroll sah mich einen Augenblick starr an, dann warf er sich in den nächsten Fauteuil und begann zu sprechen.

„Ich will Ihnen erzählen, wie alles gekommen ist. Im Hotel Savoy kam ich ziemlich spät an, allein Main-waring war noch nicht zu Bette gegangen. Ich sah ihn und erzählte ihm meine Geschichte. Er verweigerte es ein-für allemal, Pamela aufzugeben.“

„Und die Flasche?“ fragte ich, als Carroll einen Augenblick aussetzte und sich den Schweiß von der Stirne wischte.

„Ich ging in das Crown-Hotel“, fuhr er fort, „einen kleinen Gasthof in der Nähe des Hotel Savoy. Als ich dort in mein Zimmer getreten war, nahm ich das Fläschchen aus der Tasche. Mainwaring's Worte hatten mich fast zum Wahnsinn getrieben. Ich sah ein, daß er Pamela um keinen Preis aufgeben würde. Ein unabweisbarer Wunsch, mir das Leben zu nehmen, stieg in mir auf. Ich las noch einmal Ihre Beschreibung des Giftes, brach das Siegel und zog den Kork aus der Flasche. Im nächsten Moment würde ich das Gift ein-geathmet und meinem elenden Dasein ein jähes Ende bereitet haben, aber im gleichen Augenblicke überkam mich ein fürchterlicher Schauer über das, was ich zu thun im Begriffe stand. Jetzt fürchtete ich den Tod eben so sehr, als ich ihn zuvor herbeigesehnt hatte. Ich drückte den Kork wieder in die Flasche und steckte sie ein. Das ist Alles, was soll ich jetzt thun?“

Ich wollte soeben antworten, als ein scharfes Läuten an der Hausthüre mich unterbrach. Schon in der nächsten Minute traten ein paar Polizeibeamte, von Lord Attrill begleitet, in das Zimmer. Einer der Herren ging ge-radeswegs auf Carroll zu.

„Heißen Sie Laurence Carroll?“ fragte er.

„Ja“, antwortete der junge Mann.

„Hier habe ich einen Verhaftbefehl gegen Sie, wegen des Verdachtes, daß Sie heute Nacht Kapitän Main-waring im Savoy-Hotel ermordet haben.“

Nun, da der Schlag wirklich hereingebrochen, war Carroll ziemlich ruhig.

„Ich werde natürlich mit Ihnen gehen“, sagte er; „aber das sage ich Ihnen gleich, ich bin vollständig un-schuldig.“

„Je weniger Sie sagen, desto besser ist es für Sie, mein Herr“, erwiderte der Mann. „Es ist meine Pflicht, Sie mitzunehmen; es thut mir leid, aber, wie gesagt, je ruhiger Sie sich verhalten, desto besser!“

Carroll reichte mir die Hand, er warf keinen Blick

auf Lord Attrill, der seinerseits nicht die geringste Notiz von ihm nahm.

Einen Augenblick später befand ich mich mit dem alten Grafen allein.

„Der Schurke!“ rief er aus, als die Thüre sich hinter Carroll und den Beamten geschlossen hatte. „Ich wundere mich, daß Sie solchen Besuch bei sich dulden, Gilchrist, das sind hübsche Ereignisse; mein einziger Wunsch ist, daß ich noch erlebe, wie diesen Burschen das Schicksal, das er verdient, ereilt.“

„Er ist unschuldig, Attrill“, sagte ich. „Bei Gott, ich spreche die nackte Wahrheit. Carroll hat ebensowenig den Mord begangen, als ich.“

Lord Attrill beehrte mich mit einem sonderbaren Lächeln.

„Ich glaube, Sie werden an Ihrer Meinung nicht rütteln lassen, aber ich theile sie nicht. Uebrigens hat diese fürchtbare Nachricht mein armes Kind schrecklich aufgeregt. Sie hat mich, Ihnen zu sagen, daß sie Sie zu sprechen wünscht. Wollen Sie mit mir kommen?“

„Gewiß!“

Ich setzte meinen Hut auf, und gleich darauf verließen wir beide das Haus. Wir nahmen einen Wagen und fuhren direct nach Porlands-Square.

Natürlich hatte man alle Vorkehrungen für die Hochzeit weggeräumt, und das große Haus bot einen eigenartigen Anblick. Diener und Tapezierer entfernten alle Spuren der angelegten Feierlichkeit. Eine Thüre am entgegengesetzten Ende der großen Halle stand offen, und Lord Attrill und ich gingen nach dieser Richtung, als wir in das Haus eintraten. Wir befanden uns in dem Raume, in dem Lady Pamela's Hochzeitsgeschenke ausgestellt waren. Der Tisch mit dem Glaskästchen stand in der Mitte, ein purpurnes Kissen lag darin — aber der Diamant war fort.

„Ah“, sagte Lord Attrill, der die Richtung meiner Augen bemerkt hatte, „der arme Mainwaring hatte besondere Eigenheiten mit dem Steine. Er brachte ihn jeden Morgen hierher, aber bestand darauf, ihn während der Nacht bei sich zu behalten. Uebrigens wird es unter den gegenwärtigen Umständen nicht gerathen sein, ihn im Hause zu belassen. Ich will ihn lieber gleich holen.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als am andern Ende des Zimmers sich eine Thüre öffnete und der indische Diener Gopinath hereinglitt. Sein geräuschloser Eintritt war von keinem von uns beiden bemerkt worden, aber sobald er uns sah, stieß er einen seltsamen Schrei aus und fiel uns zu Füßen.

„Sannp Kee Ankh ist gestohlen!“ stöhnte er. „Ich habe das leere Etui gefunden.“

Er hielt das lederne Etui in der Hand.

Lord Attrill ergriff es.

„Was soll das heißen“, sagte er. „Steh' auf, Bursche. Was hast du entdeckt?“

„Das Schlangenaug ist fort“, wiederholte der Mann.

„Ich fand den Behälter leer, so wie er da ist, unter dem Kissen meines Herrn. Ich habe das Futeral hierhergebracht. Mainwaring Sahib muß von dem Diebe, der den Stein gestohlen, ermordet worden sein.“

Lord Attrill's Aufregung bei dieser Nachricht war ungeheuer.

„Das ist in der That ein Grund für den Mord. Gilchrist, ich muß Sie verlassen. Gopinath, komm' so gleich mit mir.“

Der Graf und der Indier verließen zusammen das Gemach, und ich wendete mich um und läutete. Ein Diener erschien.

„Wollen Sie Lady Pamela mittheilen, daß ich hier bin. Fragen Sie, ob ich mit irgend etwas dienen kann.“

Der Mann zog sich schweigend zurück. Nach einigen Minuten kam er wieder.

„Lady Pamela wünscht Sie sogleich zu sprechen“, sagte er, „darf ich Sie bitten, mir zu folgen.“

Er führte mich in den ersten Stock, in ein hübsches Salon, dessen rosa Vorhänge herabgelassen waren.

Eine weiß gekleidete Dame kam auf mich zu, streckte mir beide Hände entgegen und umklammerte die meinen mit kräftigem Drucke.

„Bemitleiden Sie mich nicht“, sagte Lady Pamela, denn sie war es, „ich bin nicht traurig über meines Verlobten fürchtbares Ende. Oh, ich weiß, es ist gefühllos von mir, aber ich will Ihnen die Wahrheit sagen — er liebte mich, und man sagt, er sei ermordet worden. Sein Tod hat mich nur betäubt, überrascht, aber — Sie werden mich verachten, wenn ich es eingestehle, ich weiß es, — aber wenn ich leide, so geschieht es nur um Carroll's willen.“

„Sehen Sie sich“, sagte ich zu ihr, „dieses entsetzliche Ereigniß hat Sie zu sehr aufgeregt. Versuchen Sie, ruhig zu sein.“

„Wie kann ich das? rief sie aus. „Soeben sagte man mir, daß man Laurence verhaftete — man glaubt auch an seine Schuld, ich lese es in den Augen Aller; man meint sicher, daß er Mainwaring ermordete. Ich kann kaum sprechen vor Angst. In seiner Tasche hat man auch ein Fläschchen Gift gefunden. Man sagt, Sie wüßten etwas darüber.“

„Unglücklicher Weise ist es so.“

„Wie kam er dazu? Hatten Sie etwas damit zu thun?“

„Ihrem Herrn Valer beantwortete ich eine ähnliche Frage nicht“, erwiderte ich, „allein bei Ihnen ist es etwas anderes; wenn Sie mir ruhig zuhören wollen, werde ich Ihnen alles sagen.“

In wenig Worten erzählte ich ihr, auf welche Weise das Gift in Carroll's Hände gelangt war.

„Sie glauben, daß er es nahm, um damit einen Selbstmord zu begehen?“

„Das war seine Absicht. Doch, Gott sei Dank, als der Augenblick kam, hatte er nicht den Muth, sein unseliges Vorhaben auszuführen.“

„Wollen Sie das Verhör abwarten?“ fragte Lady Pamela nach einer Pause.

„Ja.“

„Werden Sie voraussichtlich über das Gift befragt werden?“

„Es ist sicher, daß man diesbezügliche Fragen an mich stellen wird.“

„Und werden dann sagen, was Sie wissen?“

Ich blickte sie überrascht an.

„Ich darf mit dem, was ich weiß, nicht zurückhalten“, sagte ich. „Denken Sie daran, daß man mich vereidigen wird.“

„Das ist gerade der Punkt, über den ich mit Ihnen sprechen möchte“, erwiderte sie, all' ihre Kraft zusammennehmend. „Wenn Sie auch unter Eid ansagen, so müssen Sie mir doch feierlichst versprechen, daß Sie das, was zu Ihrer Kenntniß gelangt ist, verschweigen.“

„Ich soll meineidig werden?“ sagte ich. „Sie wissen nicht, was Sie sprechen.“

„Ja, ich weiß es“, erwiderte sie — bei diesen Worten warf sie sich mir zu Füßen — „was kümmert mich ein Meineid. Man wird ihn ja hängen, wenn Sie die Wahrheit sagen.“

„Stehen Sie auf.“ Ich nahm sie bei der Hand und führte sie zu einem Sopha.

„Versprechen Sie mir zu schweigen!“

„Lassen Sie ruhig mit sich reden, Lady Pamela, Sie sind außer sich vor Angst. Man kann Carroll nur damit einen Dienst erweisen, indem man versucht, den Verdacht von ihm zu nehmen.“

„Aber wenn er nicht von ihm genommen werden kann?“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich kann nicht dafür“, seufzte sie, „ich fürchte das Schlimmste. Er war in Verzweiflung, — der Brief, den er mir schrieb, verrieth es mir. Ich hätte ihn nie aufgeben sollen. Niemals liebte ich Kapitän Mainwaring. Oh! unter diesen schrecklichen Verhältnissen könnte sich alles ereignen haben.“

„Sie müssen mich anhören“, unterbrach ich sie. „Sie haben in der vergangenen Nacht nicht mit Carroll gesprochen, aber ich; Sie sahen ihn heute nicht; aber ich. Wären Sie bei ihm gewesen, so würde diese Furcht Sie nicht befallen haben. Er ist ein Mann in verzweifelter Lage, ich gebe das zu, aber, Lady Pamela, er ist kein Mörder.“

„Sie trösten mich, trotzdem ich nicht daran zu glauben wage“, seufzte sie. Sie wuschte den Angstschweiß von ihrer Stirne, und ihre Augen nahmen einen ruhigeren Ausdruck an.

„Ich würde Ihnen dies nicht sagen, wenn ich nicht selbst davon überzeugt wäre. Nun muß ich auf etwas anderes übergehen. Wissen Sie, daß der Diamant fehlt?“

„Wie!“ rief sie aus, „das Schlangenge?“

„Ja, es ist gestohlen worden. Gopinath hat soeben die Nachricht davon gebracht. Ihr Herr Vater ist mit ihm fortgegangen. Diese Thatsache allein scheint mir Carroll's Unschuld zu beweisen. Diejenige Person, welche den Diamanten raubte, beging zweifelsohne auch den Mord. Nun brauchte aber Carroll kein Geld — in diesem Moment seines Lebens wäre der Diamant von gar keinem Werthe für ihn gewesen.“

Lady Pamela hörte mir mit glühenden Wangen und glänzenden Augen zu. Die Thatsache, daß der Stein fehlte, war für sie der größte Trost. Ich mußte sie jetzt verlassen, versprach ihr aber, sobald ich neue Nachrichten empfangen hätte, zurückzukehren.

Das Verhör fand am folgenden Morgen in aller Frühe statt. Ich hatte natürlich dabei gegenwärtig zu sein. Die Verdachtsmomente waren für den armen Carroll ungeheuer belastend und man übergab die Angelegenheit wegen vorsätzlichen Mordes dem Schwurgerichte.

Carroll wurde gefänglich eingezogen, um seine Vernehmung vor Gerichte zu erwarten, und die ganze Familie Croftswatte war in tiefster Trauer. Spät abends wollte ich Lady Pamela nochmals besuchen, doch man sagte mir, sie sei ernstlich erkrankt, und man habe einen Doktor zu Rathe gezogen. Ein Nervenfieber wurde befürchtet.

Unruhig und bedrückt kehrte ich nachhause zurück. Ich ging in meine Bibliothek und versuchte vergebens auf andere, minder aufregende Gedanken zu kommen, als

Silva mir melbete, daß der Indier gekommen sei und mich zu sprechen wünsche. Ich befaß, ihn sogleich vorzulassen. Gleich darauf betrat er das Zimmer.

Er kam gerade auf mich zu und übergab mir einen Brief von Lady Pamela, in welchem sie mich dringend bat, sie gleich am nächsten Morgen zu besuchen.

„Ich bin fast von Sinnen vor Kummer und Krankheit“, schrieb sie. „Eine Unterredung mit Ihnen würde mir die größte Erleichterung verschaffen.“

(Schluß folgt.)

### Die Cardinalswürde und deren Verleihung.

Am vergangenen 3. Dezember hat Leo XIII. in öffentlichem Consistorium wieder sieben neuernannten Cardinälen den Purpur verliehen. Bei diesem Anlasse dürfte es unsere Leser interessieren, etwas über die Bedeutung der Cardinalswürde und das Ceremoniell der Verleihung dieser Würde zu vernehmen. Wir benützen hiefür eine Studie des Wiener „Vaterland“:

Der Gehabeheit der Cardinalswürde entspricht auch ihr hohes Alter; denn in einem gewissen Sinne haben jene Kirchenhistoriker und Canonisten Recht, die den Ursprung des Cardinalats in die ersten Zeiten des Christenthums verlegen und bis auf die heiligen Päpste Cletus, zweiten Nachfolger des heiligen Petrus, oder Anagninus (154) zurückführen, wie es wohl auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Bezeichnung Cardinal schon zur Zeit des heiligen Silvester, also zu Anfang des vierten Jahrhunderts, üblich war, allerdings nicht für die römischen Priester allein. Was die römische Kirche betrifft, so waren die Cardinäle ursprünglich die Inhaber der „tituli“, d. h. der Pfarrkirchen Roms, also mit einem Worte die römischen Presbyteri und deren Gesamtheit; das Presbyterium bildete seit den ältesten Zeiten gleichsam den Senat, das beratende Collegium des Papstes oder römischen Bischofs; dazu kamen dann später noch die Inhaber der Diakonien, d. h. die Vorsteher der frommen Anstalten in Rom und der damit verbundenen Kirchen. Daher der Unterschied zwischen Cardinalpriestern und Cardinaldiakonen, zu denen nachher noch einige Bischöfe in der Umgebung von Rom als Cardinalbischöfe kamen. Es war ganz natürlich, daß die Bedeutung und Würde der Cardinäle als der unmittelbaren Rathgeber und Mithelfer des Papstes in der Regierung der Kirche immer mehr zunahm, so daß schon der heilige Petrus Damiani sagen konnte, die Cardinäle nähmen an der päpstlichen Würde selber theil.

Die Cardinäle sind Fürsten der Gesamtkirche, sie sind gleichsam die Arme des Papstes, und abgesehen eben von der päpstlichen Würde, gibt es in der Kirche keine höhere Würde als die der Cardinäle. Ihre Anzahl und ihre Befugnisse wechselten im Laufe der Zeit. Ihr vorzüglichstes und wichtigstes Recht besteht seit 1059 darin, daß ihnen ausschließlich die Wahl des Papstes zusteht, während seit 1378 die Cardinäle nicht nur die Wähler des Papstes sind, sondern dieser auch nur aus ihrer Mitte gewählt werden kann; das heißt: es kann Niemand Papst werden, der nicht vorher Cardinal geworden. Daher denn auch Souveräne und Regierungen den Cardinälen die höchsten Ehren erweisen, sie den Prinzen der regierenden Familien gleichstellen und ihnen dementsprechend öffentliche Ehrenbezeugungen zuerkennen.

Die Zahl der Cardinäle war, wie gesagt, sehr verschieden nach den Umständen und besonders nach dem Willen der Päpste, denen deren Ernennung allein zukommt. Erst Sixtus V. setzte in der berühmten Bulle „Postquam“ vom Jahre 1585 ihre Zahl auf 70 fest, entsprechend der Zahl der Aeltesten, die Gott dem Moses als Rathgeber bestimmte, und zwar 6 Cardinäle von der Ordnung der Bischöfe (die sogenannten suburbicariischen Bischöfe), 50 von der Ordnung der Priester und 14 von der Ordnung der Diakonen.

Das Amt der Cardinäle bringt es mit sich, daß sie — ausgenommen jene, die auswärtig Bischöfe sind — bei dem Papste residiren, und es ist ihnen positio vorgeschrieben, sich von dem Orte, wo der Papst residirt, nicht zu ent-

fernern, wenn sie nicht vorher dessen Erlaubniß erlangt haben. Was die Cardinäle betrifft, die gleichzeitig einen bischöflichen Stuhl inne haben, so unterstützen auch sie den Papst in der Kirchenregierung, vornehmlich durch Berichte über die Lage der Kirche in den betreffenden Ländern, durch Kundgebung ihrer Meinung über die dort auftauchenden kirchlichen Fragen und vor allem durch Wahrnehmung der Interessen des apostolischen Stuhles. Sie nehmen auch an den heiligen römischen Congregationen theil, diesen großen Dikasterien, deren sich der Papst ordentlicherweise bedient bei der Leitung der gesammten Kirche.

Die Ernennung (Creation) der Cardinäle pflegt vom Papste im geheimen Consistorium vorgenommen zu werden, während die Ueberreichung des Cardinalsshutes im öffentlichen Consistorium geschieht. Das Consistorium ist die Versammlung der Cardinäle, insofern diese vom Papste als dessen Rathscollodium zusammenberufen werden. Das Consistorium ist ein geheimes, wenn außer dem Papste nur die Cardinäle anwesend sind, ein halböffentliches, wenn auch Bischöfe zugelassen werden, ein öffentliches, wenn noch andere Dignitäre des römischen Hofes, das diplomatische Corps u. d. m. beizubringen.

Am Tage vor dem Consistorium begibt sich der Magister der päpstlichen Curatoren nach Empfang des päpstlichen Auftrages zu den in Rom weilenden Cardinälen und theilt ihnen knieend Tag, Stunde und Ort des Consistoriums mit. Dieses wird vom Papste in dem Balaste abgehalten, wo er residirt. Im Vatikan wird das geheime Consistorium in einem Saale neben der geheimen Anticamera, der eben deswegen Consistorialsaal heißt, abgehalten. Dort ist für den Papst ein Thron errichtet, um den herum im Quadrat die Bänke für die Cardinäle aufgestellt sind, die sich je nach der kirchlichen Zeit in rother oder violetter Kleidung nach dem Balaste begeben. In den ersten päpstlichen Vorzimmern ziehen sie die rothe oder violette Cappa an und erwarten dort die Ankunft des Papstes.

Der Papst, in weißem Talar, weißem Cingulum mit Goldquasten, Kochett und Mozett, verläßt zur bestimmten Stunde seine Privatgemächer, zieht das falda genamnte weiße Ueberkleid an und begibt sich, begleitet von den Mitgliedern der geheimen Anticamera, seinem Hofstaate, den Ceremoniären und dem ersten Cardinaldiakon, der ihm die rothe Stola umlegt, in den Consistorialsaal. Bei seinem Erscheinen erheben sich alle Cardinäle, nehmen das rothe Zuechetto ab und verneigen sich. Sobald der Papst den Thron bestiegen, ruft der Custos des Consistoriums mit lauter Stimme: „Extra omnes!“ (Alle hinaus!), worauf sämmtliche Officiäle der Curie den Saal verlassen und dessen Thüren schließen, die erst nach Beendigung des Consistoriums wieder geöffnet werden, so daß selbst einem Cardinal, der etwa zu spät kommt, nichts übrig bleibt, als umzukehren und nach Hause zu fahren.

Sobald der Papst mit den Cardinälen allein ist, hält er eine lateinische Allocution über eine kirchliche Angelegenheit, wenn es ihm so gut dünkt, und wenn er Cardinäle creiren will, nennt er deren Namen und erwähnt ihre Verdienste. Sodann holt er hierüber die Meinung der Cardinäle ein mit der Formel: „Quid vobis videtur?“ (Was dünkt Euch?) Die Cardinäle erheben sich zum Zeichen der Zustimmung, nehmen das Zuechetto ab und verneigen sich. Hierauf creirt der Papst die neuen Cardinäle mittelst der Formel, die auf deutsch lautet: „Bermöge der Autorität des allmächtigen Gottes, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen creiren Wir zu Cardinalpriestern (Diatonen) N. N. mit den nothwendigen und angemessenen Dispensen, Derogationen und Klauseln.“ Behält der Papst einen Cardinal in petto, so verschweigt er bei dessen Creation den Namen desselben.

Nach dem geheimen Consistorium gehen sofort die dazu bestimmten Officiäle zu jenen der neuen Cardinäle, die sich in Rom befinden, um ihnen die amtliche Meldung von ihrer Creation zu überbringen und sie einzuladen, sich in den Vatikan (gewöhnlich am Nachmittag desselben Tages) zu begeben, um aus den Händen des Papstes das Cardinalsbirret zu empfangen. Was die nicht in Rom anwesenden neuen Cardinäle betrifft, so bestimmt der Papst einen Nobelparden, um ihnen mit der Nachricht von ihrer Promotion das rothe Zuechetto (oder die Calotte) zu überbringen. Sobald der neue Cardinal das Zuechetto

empfangen hat, darf er sich als Cardinal unterschreiben, aber noch nicht den Purpur, noch auch das Cardinalsbirret tragen. Letzteres wird ihm von dem Souverän des Landes oder, wenn dieser nicht Katholik ist, von einem hiezu vom Papste delegirten Cardinal nach einem bestimmten Ceremoniell aufgesetzt. Während nach der Birret-Aufsetzung das Tedeum gesungen wird, begibt sich der neue Cardinal in die Sakristei, und hier erst zieht er den purpurnen Talar, das rothe Cingulum und die purpurne Cappa magna an.

Sowohl das rothe Birret wie das rothe Zuechetto wurde den Cardinälen vom Papste Paul II. im Jahre 1464 verliehen, jedoch mit Ausnahme der einem religiösen Orden entnommenen. Diese Ausnahme hob indessen Papst Gregor XIV. auf, so daß auch die Cardinäle, welche Regularen sind, Birret und Zuechetto von rother Farbe tragen. Das letztere tragen die Cardinäle stets und nehmen es nur vor dem Allerheiligsten, vor dem Papste und vor den collegialiter versammelten Cardinälen ab.

Der rothe Hut (Cardinalsstut) ist das älteste purpurne Insigne der Cardinäle. Papst Innocenz IV. bestimmte nämlich auf dem ersten allgemeinen Concil zu Lyon (1245), daß die Cardinäle den rothen Hut zu tragen haben, und erst Bonifatius VIII. verlieh ihnen die vollständige Purpurkleidung, die bis dahin nur vom Papste getragen und höchstens hie und da einem Legaten a latere gestattet wurde. Der berühmte Cardinal Bellarmine sagt, der Purpur sei den Cardinälen gegeben worden mit Rücksicht auf ihre der königlichen gleichzuhaltenden Würde; der Purpur soll aber auch die Cardinäle erinnern, daß sie stets bereit sein müssen, ihr Blut zu vergießen für den Glauben, den apostolischen Stuhl und den Frieden der Christenheit.

Der Cardinalsstut ist aus rothem Tuch, hat eine breite Krümpe und einen verhältnißmäßig kleinen „Kopf“, von welchem zwei rothe Schmitze mit fünf Reihen Quasten an jeder herabhängen, derart, daß zuerst eine Quaste kommt, dann zwei, drei, vier und fünf, so daß es zusammen 30 Quasten sind. Der Hut wird einem neuen Cardinal, der außerhalb Roms wohnt, äußerst selten, ja fast nie geschickt, sondern vom Papste im öffentlichen Consistorium aufgesetzt, wo er auch vom Papste den Cardinalsring empfängt, der von Gold ist und einen großen Saphir enthält. Der eigentliche Cardinalsstut wird von den Cardinälen nur bei einigen wenigen Feierlichkeiten getragen; sonst tragen sie einen rothen Hut von gewöhnlichen Dimensionen mit Goldverzierungen und für gewöhnlich einen schwarzen Hut mit rothem Bande und Goldverzierung.

## Allelei.

Alte Feuerzeuge. Die Erzeugung des Feuers gehört ohne Frage zu den frühesten Erfindungen des Menschen. Auf der niedrigsten Kulturstufe erzeugen alle Völker das Feuer durch Reiben eines harten und eines weichen Holzes gegeneinander. Indier und Griechen, Römer und Germanen verschafften sich Feuer, indem ein Stab entweder in einen andern, oder durch eine Scheibe oder Tafel, oder durch die Nabe eines Rades gebohrt ward, wodurch man an den Reibungsflächen eine solche Hitze erzeugte, daß dort liegende Stüchchen Werl oder Zunder in Brand geriethen. Solche Reibfeuerzeuge haben sich bei Polynesiern, Südamerikanern und Südasiaten, wie auch in manchen nordafrikanischen Oasen, bis zur Gegenwart erhalten. Bei den alten Ähmern war auch schon das sogenannte Pinf Feuerzeug in Gebrauch, das bei uns vom 14. oder 15. Jahrhundert bis in die neueste Zeit, namentlich auf dem Lande, ganz allgemein in Anwendung geblieben ist. Es besteht aus dem Feuerstahl, einem Feuerstein und einem zum Auffangen des Funken verwendeten Stoff. Die Gewinnung des Feuers bei dieser Art von Feuerzeugen beruht darauf, daß die mechanische Kraft des Menschen durch Reibung in Wärme umgesetzt wird. Man schlägt mit dem Stahl den scharf-

lantigen Feuerstein derart rasch ab, daß durch die geschwinde Bewegung des ersteren und die schneidenden Steinkanten kleine Splittchen von der Fläche des Stahles abgehoben werden. Diese werden nun durch die Reibung derartig erhitzt, daß sie als glühende Funken herunterfallen und den Zunder (meist Feuerschwamm — gefochter und mit Salpetersäure behandelter Baumpilz) zum Glimmen bringen. Zu den Feuerzeugern gehören ferner die Brenngläser und Brennspiegel, die schon den alten Traciern bekannt gewesen sein sollen. In Deutschland sind sie seit dem 13. Jahrhundert gebraucht worden, erlangten aber erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Folge billigerer Herstellung eine allgemeinere Verbreitung, und indes schon bald durch die chemischen Feuerzeuge verdrängt zu werden. Fürstenberger in Basel erfand 1780 das elektrische Feuerzeug, bestehend aus einem Gefäße, worin aus Zink und verdünnter Schwefelsäure, Wasserstoffgas entwickelt wurde, das sich durch den Funken eines Elektrophors in dem Augenblicke entzündete, da es nach Umdrehung eines Hahnes aus einer feinen Oeffnung hervorströmte. Diese Flamme entzündete dann den Docht eines an der Maschine angebrachten Wachsstockes. Viel vollkommener war das Döbereiner'sche Platinfeuerzeug, das eine große Verbreitung fand und vielleicht wohl noch von einzelnen unserer älteren Leser benutzt worden ist. Der Professor der Chemie Johann Wolfgang Döbereiner machte im Jahre 1832 die Entdeckung, daß Platinschwamm brennbare, mit atmosphärischer Luft oder Sauerstoffgas gemengte Gasarten zu entzünden vermag, wobei er selbst in's Glühen geräth, und benutzte das zu einer sinnreichen Modifikation der elektrischen Zündmaschinen. Das bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von Dumontier erfundene pneumatische Feuerzeug bestand aus einer starken, unten verschlossenen Glasröhre, worin sich ein Kolben luftdicht auf- und niederbewegte. Im Raume unter dem Kolben befand sich ein Feuerschwamm. Stieß man nun kräftig den Kolben gegen den Boden der Röhre, so wurde durch die plötzliche Kompression der eingeschlossenen Luft so viel Wärme erzeugt, daß der Feuerschwamm sich entzündete, mit dem man alsdann einen Schwefelspan oder die Pfeife anzünden konnte. Bei den Dayaks auf Borneo findet man pneumatische Feuerzeuge aus Bambus; nach Bastian sind solche auch in Birma im Gebrauch. Vorläufer unserer Zündhölzchen waren die um 1820 ziemlich allgemein gebräuchlichen Tunt- oder Tauchfeuerzeuge, die auf der, 1806 von Berihollet gemachten Entdeckung beruhten, daß bei der Zerlegung von chlorsaurem Kalt und Schwefelsäure zugleich anwesende brennbare Körper sich leicht entzünden. Dadurch kam man auf die Herstellung eines Feuerzeuges, das außerordentlich beliebt wurde und dies bis zum Siege der Phosphorfeuerzeuge auch blieb.

*Nahe Verwandtschaft.* „Kennen Sie diese Dame?“ — „Freilich; sie ist ja mit mir verwandt.“ — „Wieso denn?“ — „Nun, sie ist die Kaffeeschwester meiner Frau.“

*Erklärt.* Frau: „Was machst Du für ein bärbeißiges Gesicht?“ Mann: „Einschuldige, das wird sich gleich wieder geben . . . ich habe den ganzen Tag Mahnbriefe geschrieben!“

**Der Kinderfreund.**

„Laßt die Kindlein zu mir kommen,  
Wehrt den lieben Kleinen nicht!“  
So der Herr zum Trost der Frommen  
Nach vollbrachtem Tagewerk spricht.  
Die Apostel zwar, sie wollen,  
Daß die frommen Mütter geh'n,  
Doch da hilft kein Ach, kein Grollen,  
Jesus will die Kinder seh'n.  
Und die Kinder freudig kommen  
Zu dem lieben Kinderfreund,  
Der die Kleinen heißt willkommen  
Und am Herzen sie vereint.

L. Burfard.

**Der heil. Franz Xaver.**

In den Notizen im Unterhaltungsblatt Nr. 99 über St. Xaver sind einige Unrichtigkeiten unterlaufen. Das Schloß, in dem der hl. Franz Xaver am 7. April 1506 geboren wurde, heißt Xaver (oder Xavier). Als der hl. Ignatius von Loyola in Paris ankam um seine Studien zu beginnen, war Franz Xaver bereits Decent der Philosophie. Seit 1529 waren Beide Zimmergenossen. Am 15. August 1534 legte Franz Xaver mit Ignatius und fünf Anderen die Gelübde ab. Daß Franz Xaver niemals als Missionär thätig. Er starb am 2. Dezember 1552 auf der Insel Sancian, von wo er nach China einzubringen beabsichtigte. Sein Leichnam wurde von dort nach Malakka, dann nach Goa in Indien verbracht, wo er in unverwestem Zustand am 16. März 1554 ankam. Paul V. sprach Franz Xaver am 25. Okt. 1619 heilig, Gregor XV. am 12. März 1622 heilig, aber erst Urban VIII. erließ am 6. August 1623 die Canonisationsbulle.

**Auflösung des Ergänzungsräthels in Nr. 101:**

Glück ist wie ein Sonnenbild;  
Erst, wenn es vergangen,  
Erst in Leid und Bangen  
Denkt ein Herz und süßt es klar,  
Daß es einmal glücklich war. (Greff.)

**Schach.**

**Augsburger Schachblatt.**

[Alle Rechte vorbehalten.]

**Nachrichten aus der Schachwelt.**

Berlin. — Im Schachverein „Centrum“ gab am 8. Nov. Herr v. Bardeleben eine Simultanvorstellung. Er spielte gleichzeitig 23 Partien, von denen er 18 gewann, 1 verlor und 4 remis machte.

Wien. — Im Wettkampf Englisch-Pillsbury wurden alle 5 Partien remis. — Die Preise bei dem im Neuen Wiener Schachklub ausgefochtenen Turnier betragen 300, 200, 175, 150, 125 und 100 Kronen. Der ausgesetzte Spezialpreis von 50 Kronen für die schönste Partie wurde zwischen den Herren Mieses und Janowski getheilt, nachdem das Comité deren Partien gegen Janowski bezw. Marco als gleichwerthig erachtete. David Janowski, der erste Sieger in dem Sechsmesterkampf ist 1868 zu Walkowisk, Bezirk Grodno in Polen, geboren und lebt seit 1891 zu Paris, wo er unter der Meistergilde des Café de la Régence (Gatz, A. de Rivière, Sittenfeld, Taubenhaus etc.) eine hervorragende Stelle einnimmt. — Der Einsatz im Wettkampf Janowski-Winawer betrug 500 Kronen von jeder Seite, hiezu kommt vom Neuen Wiener Schachklub ein Honorar von 60 Kronen pro Partie, nämlich für den Gewinner 40, den Verlierer 20 Kronen, bei Remis Jedem 30 Kronen. Der Wettkampf begann am 16. November und endete am 25. November zu Gunsten von Janowski, der 5 Partien gewann, während sein Gegner es auf 2 Gewinnpartien brachte. Der Ausgang des Wettkampfes ist ein neuer Beweis dafür, dass die grössere Erfahrung und das gereifere Urtheil des Alters keinen genügenden Ersatz bieten für die Elasticität der Jugend. — Simon Winawer ist am 6. März 1838 zu Warschau geboren, somit 30 Jahre älter als sein jugendlicher Gegner.

Moskau. — Der bisherige Verlauf des Wettkampfes Lasker-Steinitz ist für Letzteren überaus ungünstig. Bisher wurden 6 Partien gespielt; hievon gewann Lasker 5, Steinitz 0, 1 blieb remis. Zu dem ungünstigen Resultate

trägt sicherlich nicht wenig die Hartnäckigkeit bei, mit welcher Steinitz an gewissen Eröffnungen festhält, für die er eine besondere Vorliebe hat, obwohl sie zweifellos unvorteilhaft sind. So versuchte er in der 1. und 3. Partie zweimal die Variante 7. Sb1-c3 in der italienischen Partie, wohl verführt durch den glänzenden Sieg, den er damit zu Hastings über v. Bardeleben davontrug. Der Unterschied ist jedoch der, dass damals v. Bardeleben unvermuthet mit dieser Variante zu thun bekam, während diesmal Lasker offenbar wohlgerüstet gegen diese Spielweise auf den Plan trat, wie seine eclatante Widerlegung derselben beweist. Mit derselben ubelangebrachten Konsequenz wählte Steinitz in der 2. und 4. Partie die minderwerthige Vertheidigung 3. Lf8-c5 und 4. Sg8-c7 in der spanischen Partie und erschwerte sich damit unnützerweise den ohnedies harten Stand gegen einen so spielgewandten Gegner. Das niederschmetternde Resultat der vier ersten Partien brachte Steinitz endlich doch dazu, in der 5. Partie eine andere Eröffnung zu wählen. Er wählte das Damengambit, das er vortreflich behandelte, so dass er zweifellos Vortheil erlangte, welchen er jedoch nicht vollständig auszunutzen wusste, so dass es schliesslich Lasker gelang, Remis zu erzielen. In der sechsten Partie wandte Lasker seinerseits die italienische Eröffnung an, welche er im Gegensatz zu Steinitz in ruhig sachlicher Weise so trefflich behandelte, dass er seinen Gegner nach kurzer Zeit schon in eine bedrängte Stellung brachte. Vom 46. bis 48. Zuge brauchte Steinitz (zu drei Zügen) mehr als eine Stunde, so dass ihm die Partie wegen Zeitüberschreitung als verloren angerechnet wurde. Lasker verzichtete indess bekanntlich auf die Gutschrift und wurde die Partie demgemäss ausgespielt. Steinitz konnte dieselbe jedoch nur noch weitere 10 Züge halten und musste sie dann doch als verloren aufgeben. Damit war die erste Hälfte des Wettkampfes mit einer vollständigen Niederlage von Steinitz beendet. Zur Zeit herrscht die verabredete achtstägige Pause, die aber möglicherweise durch das derzeitige Unwohlsein von Steinitz eine Verlängerung erfahren kann. — Der Wettkampf wird in dem elegant eingerichteten und elektrisch beleuchteten Locale des Moskauer Aerztereins (grosse Dmitrovka, Haus Ellis) gespielt. Beide Meister haben ihren Platz auf einer grossen Concert-Estrade, während die Zuschauer die Züge auf einem grossen Demonstrations-Schachbrett veranschaulicht erhalten. Das Entrée beträgt für Mitglieder und Gäste jeweils 2 Rubel. Jeder der beiden Meister musste einen Einsatz von 500 Rubel erlegen. Der Sieger erhält 2000, der Unterliegende 1000 Rubel, ausserdem freie Verpflegung, Reise und Aufenthalt. Die Spieltage sind Montag, Mittwoch und Freitag (von 7 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts mit einstündiger Pause). In der Stunde müssen 15 Züge gemacht werden. — Wir bringen heute die fünfte Partie und von der 1., 3., 4., sowie 6. Partie die Schlussstellungen. —

Petersburg. — Die Petersburger Schachkreise gehen damit um, noch in diesem Winter einen Wettkampf zwischen Tschigörin und Pillsbury oder Tschigörin und dem Moskauer Sieger (also voraussichtlich mit Lasker) zu veranstalten. Lasker hat sich hiezu bereits erbötig gezeigt, verlangt jedoch einen Einsatz von mindestens 4000 Rubel (10,500 Mark)! Ob bei dieser hohen Forderung der Match zu Stande kommt, dürfte noch fraglich sein. Der richtige Gegner für Lasker scheint übrigens nach unserem Dafürhalten Pillsbury zu sein, welcher der einzige Meister ist, der bisher gegen Lasker in Vortheil blieb. (Hastings: Pillsbury 0, Lasker 1; Petersburg: Pillsbury 3 1/2, Lasker 2 1/2; Nürnberg: Pillsbury 1, Lasker 0; somit Pillsbury 4 1/2 zu Lasker 3 1/2.)

**Briefkasten.**

Dr. Folmer, prakt. Arzt, Rodalben (Rheinfalz): Besten Dank für Ihre liebenswürdig anerkennenden Zeilen! Wir hoffen, Sie auch ferner zu unseren eifrigen Schachfreunden zählen zu dürfen! —

**Notiz.**

Die Namen jener Schachfreunde, welche unsere Endspiele und Probleme richtig lösen, sowie die Lösungen innerhalb drei Wochen einsenden, werden stets an dieser Stelle veröffentlicht.

Alles auf das Schach Bezügliche ist ausnahmslos zu adressiren: „An die Redaction des Augsburger Schachblatt — Café Augusta — Augsburg.“

Partie Nr. 9.  
(5. Partie des Wettkampfes.)  
Abgelehntes Damengambit.

Züge	Weiss: Steinitz (New-York).	Schwarz: Lasker (London).	Züge	Weiss: Steinitz (New-York).	Schwarz: Lasker (London).
1	d2-d4	d7-d5	21	Lc4-g6	Td8-f8
2	c2-c4	e7-e6	22	Ta1-b1	Dc5-g5
3	Sb1-c3	Sg8-f6	23	Lg6-c2	Tf8-h8
4	Lc1-g5	Lf8-e7	24	Dh7-e4	Lf6-e5
5	e2-e3	0-0	25	Tf1-d1	Le5xh2†
6	Dd1-b3	d5xc4	26	Kg1-f1	f7-f5(c)
7	Lf1xc4	c7-c5(a)	27	Tb1xb7†	Lc8xb7
8	d4xc5	Dd8-a5	28	De1xb7†	Ke7-f6
9	Sg1-f3	Da5xc5	29	Sd4xc6	Dg5-g8(d)
10	0-0	Sb8-c6	30	Se6-d4	Ta8-d8
11	Lc4-d3	Sc6-b4	31	Lc2xf5	Lh2-e5
12	Lg5xf6	g7xf6	32	Lf5-e4	Dg8-c4
13	Ld3-b1	Tf8-d8	33	Lc4-d3	Dc4xc3
14	a2-a3	Sb4-a5	34	Db7-c4	Le5xd4
15	Db3-c2	f6-f5	35	e3xd4	Dc3xd4
16	Sf3-d4	Le7-f6	36	De4-g6†	Kf6-e7
17	g2-g4(b)	Sd5xc3	37	Td1-e1†	Ke7-f8
18	b2xc3	f5xc4	38	Dg6-f5†	Kf8-g8
19	Dc2xh7†	Kg8-f8	39	Df5-c6†	Kg8-f8
20	Lb1-e4	Kf8-c7			Remis durch „ewig“ Schach.

- a) Ein etwas umständliches Manöver.
- b) Ein wohlgedachter, energischer Angriffszug.
- c) Lasker sieht ein, dass er dem gegnerischen Angriff ein Opfer bringen müsse. Steinitz sollte nun mit 27. Sd4xf5†, Ke7-f6; 28. Sf5-d6 fortfahren; statt dessen bringt er ein Qualitätsopfer, das zwar sehr verlockend aussieht, den daran geknüpften Erwartungen aber nicht entspricht.
- d) Den Springer darf Schwarz natürlich wegen 30. Db7-c6† nicht nehmen.

**Schlussstand der ersten Partie des Wettkampfes:**  
Weiss (Steinitz): Ke3, Ta4, Ba2, c3, g2, h3.  
Schwarz (Lasker): Kd5, Th5, Sc4; Ba5, h4.

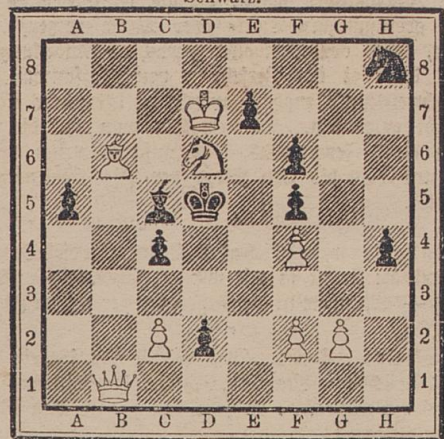
**Schlussstand der dritten Partie:**  
Weiss (Steinitz): Kh2, Dd2, Tf1, Lg5; Ba4, c3, d4, f5, h3  
Schwarz (Lasker): Kb7, Dd5, Tg8, Lc6; Ba5, b6, c7, c4, h4 (droht Tg8xg5).

**Schlussstand der vierten Partie:**  
Weiss (Lasker): Ka7, Tg4, Se4; Ba5, b4, h7.  
Schwarz (Steinitz): Ke8, Th8, Lc2; Ec7, c6.

**Schlussstand der sechsten Partie:**  
Weiss (Lasker): Kb2, Dc6, Sa4, b5; Bb3, c2, d5, e4, g4,  
Schwarz (Steinitz): Ke8, Dh8, Tb7, Lh7; Ba7, c5, g5.

**Aufgabe Nr. 7.**

Dem ersten Sieger im Pester Turnier, M. Tschigörin, gewidmet von Dr. Gesa Kalnicky in Tornalya (Ungarn).  
Schwarz.



Weiss.  
Weiss zieht an und setzt in drei Zügen mat.